



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kapitel deutscher Lyrik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Kröte ist ohne Frage eine für uns durchaus häßliche Gestalt. So häßlich, daß sie trotz ihrer zweifellosen Ungefährlichkeit — sei es nun, evolutionistisch gedacht, infolge eines Atavismus, der uns hierbei vorjüdische Grausengeschöpfe ahnen läßt, oder infolge ihrer klebrigen, schmutzigen, sumpfigen Gemeinheit, theologisch gedacht — daß sie uns nicht bloß Mißfallen, sondern Schrecken erregt, wenn sie uns unvermutet über den Weg kriecht. Nun denke man sich aber, es werde uns von jemand, den wir als Feind aller Possen und Max- und Moritzstreiche kennen, gesagt, er besitze die plastische, naturgetreue Nachbildung einer Kröte von so täuschender Ähnlichkeit, daß man sie selbst bei genauester Betrachtung für eine wirkliche halten könnte; man denke sich, er brächte dies Kunstwerk herbei und gäbe es uns zur Prüfung seiner Unwirklichkeit in die Hand — wir würden nicht umhin können, mindestens für einen Augenblick die Mißgestalt wohlgefällig zu betrachten. Und zwar wird dies Wohlgefallen gerade so lange andauern, als uns die Erkenntnis aufgeht von einer hier in Erscheinung getretenen, mit höchster Zweckmäßigkeit oder Geschicklichkeit arbeitenden Kraft. Genau dieselbe Erkenntnis, die nach dem übereinstimmenden Urteil der verständigsten Kunstphilosophen auch dem Wohlgefallen an der schönen Gestalt u. s. w. zu Grunde liegt. Aber allerdings das Wohlgefallen wird alsbald wieder gestört werden, sobald wir der für unser gewöhnliches Erkennen natürlichen Häßlichkeit des Gegenstandes wieder inne werden. Hierbei ist zu bemerken, daß der physische Reiz bei der Häßlichkeit ebenso ausgeschlossen ist wie bei der Schönheit. Ekel, physischer Widerwille sind auch hier als „Reiz“ Grenze für das Wohlgefallen. Ein Schwelgen in diesem negativen Reiz ist Grausamkeit, wie jenes Wollust, zwei Leidenschaften, deren oft hervorgehobene Gemeinsamkeit vielleicht auf diesem Bedürfnis nach un- oder besser überästhetischer Neigung beruht. Ein Wink für die „Naturalisten“ aller Künste! (Schluß folgt.)



Ein Kapitel deutscher Lyrik.



n seinem kürzlich erschienenen Büchlein von der schwarzen Kunst, Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckschwärze (Stuttgart, Adolf Bonz und Comp.), spricht Edwin Bormann neben allerhand lustigen auch ein paar recht bittere Wahrheiten aus. In dem hübschen Sinngedicht „Das Wohlthätigkeitsgedicht“ setzt er auseinander, daß mit der Herausgabe unzähliger Gedichte niemand eine Wohlthat erwiesen wird als dem Dichter, der sich endlich einmal gedruckt sieht, und in dem „Buchbinder-Hymnus“ feiert er den wahren

modernen Unsterblichkeitsverleiher. Daneben aber verwahren sich der Dichter und sein Verleger auf der Rückseite des Titels gegen den Nachdruck auch einzelner Gedichte — mit allem Recht. Denn die paar Bogen des Büchleins würden von unsern Zeitungen unter der Rubrik „Verschiednes“ bald genug rein ausgeplündert sein, und da neunundneunzig Zeitungen das Herausschneiden, was sie in der hundertsten gefunden haben, so würden die besten Einfälle die Runde machen, ohne dem Verleger einen klingenden und dem Autor einen stillen Dank der Leser einzutragen. Es ist genau wie Bormann sagt: die Lyrik gilt in der modernen deutschen Literatur als das überflüssigste, ja sie findet allenfalls Käufer, aber keine stimmungsvollen Leser. Nur bei besondern Anlässen, wo es die Menschen wie mit innerer Gewalt überkommt, daß der Dichter das erste und letzte Wort sprechen muß, lauscht man etwas aufmerksamer und andächtiger, und dann will es das Unglück, daß in zehn Fällen einmal der Dichter und neunmal sein Narr, der Dichterling, das Wort hat.

Trotz alledem, wie unausrottbar erscheint der Trieb zur lyrischen Dichtung, der Glaube daran bei uns Deutschen! Selbst die Naturalisten vom reinsten Wasser mögen ihre Kellnerinnen und ihre Mädchen der Halbwelt nicht unbesungen lassen und können des Verses nicht entraten, die Sozialisten feiern in schwungvollen oder holprigen Rhythmen den Untergang unsrer Lügenkultur, das Blutreich der Herrschaft des vierten Standes, welcher in Zukunft der erste und einzige sein wird, selbst die Albernheiten der Spiritisten nehmen lyrische Form an und stellen sich dar als Klänge Heines oder Lenaus, deren Talent sich in der bessern Welt unglaublich vergrößert und verwässert hat. Drei oder vier Zeitschriften sind in den letzten Jahren entstanden, die sich ausschließlich oder doch vorwiegend der Pflege der Lyrik widmen, und wie es auch immer zugehen mag, sie bestehen und in ihrem Schatten gedeihen Dichternamen, von denen die Welt sonst wenig oder nichts weiß. Fast müssen wir fürchten, daß der Widerspruch zwischen der unleugbaren Gleichgiltigkeit gegen die Lyrik und der Unmasse lyrischer Gedichte für die Existenz einer Art von Sport spricht, der ohne innern Anteil Proben deutscher Dichtung mit immer neuen Namen sammelt, wie man ehemals Mücken in Bernstein oder Siegel sammelte. Es wäre noch eine günstigere Lesart, daß die Dichter, wie im siebzehnten Jahrhundert, selbst ihr bestes Publikum bildeten — denn was im engsten Kreise noch wahrhaften und lebendigen Anteil weckt, kann eines Tages diesen Kreis sprengen und wieder im großen Leben wirken. Die Gefahr für die deutsche lyrische Dichtung liegt nur darin, daß während dieser Periode esoterischer Existenz sich ein allzugroßes Gleichheits- und Brüderlichkeitsgefühl herausbilde. Wie vor Zeiten die Stillen im Lande ihre Erkennungszeichen im Däumeln und Traumdeuten hatten und darüber beinahe vergaßen nach der Wahrheit und Innerlichkeit der gemeinsamen Frömmigkeit zu fragen, so erkennen sich die Genossen in Rhythmus und Reim und verlernen Herz und Nieren zu prüfen, die beim Dichter doch immer

nur in der Stärke und Lebendigkeit der Phantasie, in der Wärme und Tiefe des Gefühls bestehen können. Eine Neigung zur Abschleifung, zur bedenklichsten Gleichartigkeit der Empfindung und des Ausdrucks, ein gewisses Etwas, das mit einer alles durchhauchenden Luft die größte Ähnlichkeit hat, raubt den meisten neuern Gedichten die Fähigkeit zu tieferer Wirkung, der Glanz und Hauch der Individualität schwebt nur selten über ihnen. Freilich hat sich auch die Kritik angewöhnt, in so allgemeinen Redensarten über neuere Lyrik zu berichten, daß man meinen müßte, es bestünden gar keine Unterschiede mehr, und jene unglücklichen Dilettanten, welche sich durch besonders ungeschickte Bilder und besonders klägliche Verse hervorthun, seien die einzigen selbständigen Naturen. Daß es dieser Kritik gelungen ist, die lyrischen Stammeleien, welche, als „Gedichte von Friederike Kempner“ gedruckt, im bittersten Ernst geschrieben sind und „zum Spaß“ gekauft werden, um über den Blödsinn der Wendungen und die Trivialitäten der Sprache lachen zu können, zu vier oder fünf Auflagen hinaufzuscherzen, gehört auch zu den charakteristischen Zeugnissen von der Stellung der Lyrik in der Gegenwart.

Gleichwohl muß immer wieder der Versuch gemacht werden, die richtigen Maßstäbe anzulegen und die ausgeprägtern und lebenswürdigern Dichtindividualitäten hervorzuheben und sie, wenn auch ohne viel Hoffnung auf Erfolg, dem verehrlichen Publikum zu empfehlen. Am leichtesten erscheint dies gegenüber jenen Lyrikern, welche durch lokale Beziehungen oder literarische Arbeiten, die ganz außerhalb der Lyrik liegen, einen Freundeskreis und eine gewisse Verbreitung gewonnen haben. So gleichgiltig sich auch das große Publikum zweiten, dritten und vierten Auflagen gegenüber verhält (und was wollen denn auch ein paar hundert Exemplare mehr oder weniger angesichts des Massenverkaufs von Scheffels „Trompeter“ und „Gaudeamus“ bedeuten!), so erhebt die bloße Thatsache des öftern Erscheinens einen lyrischen Dichter über diejenigen seiner Genossen, die einmal auftauchen, um alsbald wieder zu verschwinden. Zu den Dichtungen, welche bereits zum drittenmale vorliegen, gehören in erster Reihe die Plattdeutschen Gedichte in ditmarscher Mundart von Johann Meyer (Kiel, Lippius und Tischer), in deren lyrischem und namentlich in deren epischem Teil sich einige ganz vorzügliche Stücke finden und die alles in allem von einer echten, wenngleich nordisch-schwerflüssigen Dichternatur Zeugnis ablegen. Die wundersame Ditmarscher Landesgeschichte lebt in Meyers Balladen wieder auf, bis zu ihrem tragischen Schlusse, dem Lehnseid vom 20. Juni 1559, den, nicht viel über ein halbes Jahrhundert nach ihrem großen Siege bei Hemmingsted, die nun besiegten Bauern schwören mußten:

Se leegn dar to slapen so still un so bleef
 Dwer't Feld, als de dalhauten Böm;
 Un de Lurken, de sungn ehr den Graffgesang,
 Un de Summer, de streu ehr de Blöm.

Dat Land weer erobert; in Trümmer leeg Geid;
 Un de dar an't Leben noch weern,
 Bi Loh op de Koppel, dar dreeben se se hin —
 Beer dusend — un leeten se swer'n.

Se weern so ruhig — se sä'n keen Wort;
 Un doch so vull Kummer un Weh!
 Un als de Prester dat Teeken ehr geev,
 Dar sacken se all in de Kneec.

Dar gung wul de Bossen, dar slog wul dat Hart,
 Dar stumm wul de Dgen vull Thran!
 Dar wünsch sie wul mennig Een nix, als den Dod
 Un nimmermehr optostahn.

Un se wanten na Hus hin, so still als se keenn;
 So still, als se kneet harrn bi Loh;
 Un se bröchen ehr doden Bröders to Ger —
 Un de Frieheit — de Frieheit darto!

Auch die Gedichte von Richard Veander (Leipzig, Breitkopf und Härtel) treten zum drittenmale hervor. Der liebenswürdige Gelehrte, der sich hinter dem Pseudonym „Veander“ birgt und dessen reizende „Träumereien an französischen Kaminen“ in vieler Händen sind, schlägt mit Glück in seinen Gedichten bald den Ton des fahrenden Schülers an, auf dessen Lippen das deutsche Volkslied allezeit wieder lebendig wird, bald den des gereiften Mannes, der sich nicht nur für alles, was zu gleicher Zeit schlicht und schön ist, den Blick und das Herz bewahrt hat, sondern auch einen Klang zu seinem Preise findet. Es ist ein hübscher Weg von dem übermütigen Studentenliede vom alten Galilei, das längst in den neuern Kommerzbüchern prangt, bis zu dem reizenden Gedicht „Annemarie,“ in dem der Dichter die großen dunkelblauen Weilchenaugen seiner jüngsten Tochter besingt, die ihm den Jugendfrühling wieder ins Herz duften, und es spricht nichts an diejem Wege, das nicht lebendig und blühend wäre. Und wenn Veander im Eingangsgedicht „Stilles Wasser“ klagt:

Wellen des Stroms im Fluge
 Wollt' ich zu schöpfen wagen;
 Stilles Wasser im Krüge
 Hab' ich nach Haus getragen.
 Bieder fand ich im Herzen,
 Duftend wie Blumen, sprießen:
 Worte sah ich mit Schmerzen
 Über die Lippen fließen —

wenn viele seiner volksliedähnlichen Gedichte ungefähr dieselben Eindrücke hinterlassen, wie ähnliche Gedichte von Geibel oder Reinick, so trifft er in andern den tiefsten und reinsten Ton, so im Nachtlid „Von dir, die du der Friede bist,“ in den lecken Liedern „Wer giebt auch Wasser untern Wein“ und „Gleich und gleich“ oder in dem reizenden Bilde „Der Bettler.“

Wenden wir uns zu Gedichten, die zum andern- oder erstenmale im Hörer und Leser werben, so begegnen wir zunächst dem Büchlein Deutsche Elegien von Stephan Milow (Stuttgart, Adolf Bonz), die schon früher als Elegienzyklus „Auf der Scholle“ erschienen sind und gegenwärtig vielfach vermehrt und verändert vorliegen. Offen gesagt, würde uns der ursprüngliche Titel besser behagen, der neue kehrt eine unberechtigte Spitze gegen Goethes „Römische Elegien,“ denen doch Milow in Form und Vortrag genug abgelauscht hat, um dankbar bleiben zu müssen. Der Gegensatz liegt darin, daß Milow das Glück an der Seite seines Weibes und Kindes besingt:

Schweifet jedoch mein Blick weitaus in die blühenden Fluren,
Macht mich die Fülle verwirrt, welche die Kunde mir zeigt.
Alles verschwimmt mir im Kreise, ein Wallen und Weben nur seh' ich,
Welchem die Klarheit fehlt, ob es auch mächtig bewegt,
Und dann wend' ich das Auge zurück in die Schranke des Hauses,
Wie aus verlockendem Traum heim in ein sicheres Glück.

Das einfache Glück, dem der Dichter so lebendige und farbige Bilder abgewinnt und so sinnige Worte leiht, sei ihm von Herzen gegönnt, und auch das Büchlein seiner Elegien sei gebührend hervorgehoben, ohne daß uns darum diese deutschen die „Römischen Elegien“ verleiden sollen.

Eine frische, zuversichtliche Natur und ein entwicklungsfähiges Talent spricht aus den Gedichten Trotz alledem von Johannes Proelß (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer). Zwar will sich in den „Zeit- und Streitgedichten“ dem jungen Dichter die klangvolle Rhetorik nicht überall in wirkliche Poesie verwandeln, es bleibt vielfach ein Rest von Prosa, der nicht ganz in Empfindung, Bild und Klang aufgeht. Auch kräftige, gute Gedanken werden durch Rhythmus und Reim allein noch nicht zu poetischen Gedanken, und selbst die echte poetische Empfindung kann durch eine einzige rein rednerische Wendung gefährdet werden. Viele der kleinen Proelßschen Gedichte klingen auch allzusehr an Heine an. Aber wo der Dichter ganz er selbst ist, wo er entweder einer allgemeinen Jugendschneidung glühenden und frischen Ausdruck giebt, wie in dem Gedichte „Unter den Rosen,“ oder ein Stück völlig eignen Erlebens poetisch festhält, wie in dem prächtigen Ständchen „Lösch das Lichtlein, Träumerin,“ in den Dolce far niente überschriebenen Liedern von der Hochzeitsreise, in dem echten Liede „Die Liebe will gegeben, nicht nur empfangen sein,“ in dem schalkhaften „Nur ein Mädchen,“ in dem von blühendem Leben und wehmütiger Erinnerung durchhauchten Gedicht „Am Stammtisch Hornsecks,“ da findet er Bilder und Weisen, die völlig neu sind; auch in den Lebensbildern und Balladen regt und rührt sich ein Geist, der das Leben auf seine besondere Weise erfassen und gestalten will.

Ein Neues Buch der Lieder von Paul Baehr (Bad Deynhausen, Sbershoffsche Buchhandlung) gewinnt uns durch die unzweifelhafte Wahrheit der subjektiven Empfindungen des Verfassers, der, ein Leidender und Schwergeprüfter, dank einer glücklichen Häuslichkeit einer durchaus lichten und dank-

baren Auffassung des Lebens zugewandt erscheint. Der Ausdruck dieser Empfindung aber erhebt sich selten zu einer vollen Eigentümlichkeit; Bachr hat offenbar noch allzusehr den Drang, jedem Augenblick ein Lied zu weihen, und schlägt demzufolge leicht Töne an, die ihm wohl aus dem Herzen quellen, aber den Leser an tausendmal gehörte mahnen. Dem Dichter soll nicht nur die Stimmung, sondern auch der Ausdruck der Stimmung gehören. Nicht alles gewinnt durch die poetische Form. Wer Bachrs Gedicht „Der Husar“ mit der knappen, gedrängten Erzählung von Heinrich von Kleist, welcher der Stoff entnommen ist, auch nur flüchtig vergleicht, der wird nicht anstehen, die derbrealistische Prosa der Poesie vorzuziehen. Auch den Gedichten Erde und Eden von Ernst Harmening (Senau, Maute) fehlt der individuelle Gehalt und die Eigenart der poetischen Sprache, durch welche der schöpferische Lyriker sich von dem poetischen An- und Nachempfänger unterscheidet. Wie auch das Kapitel von der Lyrik der Gegenwart anheben mag, es schließt unvermeidlicherweise beim Übergange von der poetischen Kunst zum poetischen Dilettantismus. Dabei sehen wir von jenen zahlreichen auf unserm Büchertische angehäuften Einzelsendungen ganz ab, von denen das bedenkliche Goethische Wort gilt, daß die Leute mitunter recht artig pfsuschen, wenn man einmal zugeben will, daß gepfsucht werden soll und muß.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

21.



Aß ich in der Wolle freisinnig gefärbt bin, brauche ich nicht erst zu beteuern, aber ihre Grenze muß auch die Press- und Redefreiheit haben. Wohin soll es kommen, wenn ganz gewöhnliche Menschen sich herausnehmen, in Zeitungen und Versammlungen das Verhalten der Staatsmänner von Volkes Gnaden zu bekritlein? Haben wir nicht ein Recht, von Verrohung unsrer Sitten zu sprechen, wenn der Unsinn, den ein Volksvertreter geredet hat, in der lieblosesten Weise öffentlich als Unsinn bezeichnet wird? Wenn alles nach dem Kopfe der Sachverständigen gehen sollte, wozu wären dann ich und meinesgleichen da? Jetzt kann die Regierung zeigen, ob sie gleiches Recht walten lassen will. Ich richte deshalb die Aufforderung an den Minister des Innern, unverzüglich dafür zu sorgen, daß jede Versammlung aufgelöst und jede Zeitung konfiszirt wird, in welcher ungehörige Bemerkungen über die Majorität der Militärkommission und des Abgeordnetenhauses gemacht werden.

Außerdem bin ich in der Lage, zu beweisen, daß Kollege Richter gut unterrichtet war, als er die Gefahr der politischen Situation leugnete. Ich habe bei einer Autorität, gegen welche niemand etwas einzuwenden haben wird, Erfindungen eingezogen, und die beruhigendsten Versicherungen erhalten. Herr Wippchen — ihn meine ich nämlich — schreibt mir . . . ich übergehe den Eingang als zu schmeichelhaft für mich, folgendes: „Ihre sehr geehrten Zweifel

Grenzboten I. 1887.

12